Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

503 (27.10.1900) Badisches Museum, Nr. 86

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 86. — Erscheint zweimal wöchentlich. — **27. Oktober. 1900**

Badische Historische Kommission.

XIX. Plenarsitzung.

Am 19. und 20. Oktober d. J. fand in Karlsruhe die 19. Plenarsitzung der Badischen Historischen Kommission statt. Derselben wohnten 13 ordentliche und 4 außerordentliche Mitglieder bei. Als Vertreter der Großh. Regierung waren zugegen Seine Exz. der Staatsminister Dr. Nokk, sowie die Ministerialräte Dr. Böhm und Seubert. Den Vorsitz führte der Vorstand Geh. Hofrat Professor Dr. Erdmannsdörffer.

Seit der letzten Plenarsitzung sind nachstehende Veröffentlichungen der Kommission erschienen: Beyerle, Konstanz im dreißigjährigen Krieg (Bad. Neujahrsblätter, Neue Folge 3. 1900); Kindler v. Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch, II. Band, 2. Lieferung (Lieferung 3 befindet sich unter der Presse); Köhne, oberrheinische Stadtrechte, I. Abteilung, Heft 5 (Heidelberg, Mosbach, Neckargemünd, Adelsheim); Fester-Witte, Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg, Schluß des I. Bandes (Lieferung 9 und 10); Lieferung 1 des II. Bandes befindet sich unter der Presse; Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig. 2 Bände.

An den Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz hat Privatdozent Dr. Cartellieri unter Mitwirkung des Hilfsarbeiters Dr. Eggers weitergearbeitet. Letzterer hat durch einen Besuch der Archive in Bern, Innsbruck und München (Allg. Reichsarchiv) das Material für die beiden nächsten Lieferungen (bis 1383) vollends ergänzt, so daß mit deren Drucklegung demnächst begonnen werden kann. Kurt Schmidt war wiederum im Vatikanischen Archiv zu Rom für die Regesten thätig; er wird seine Nachforschungen noch eine Zeit lang fortsetzen. — Für die Regesten der Markgrafen von Baden hat Professor Dr. Witte den Anfang des zweiten Bandes druckfertig ausgearbeitet und aus mehreren Archiven Deutschlands und der Schweiz wiederum reiche Ausbeute für die Publikation gewonnen. Bei den Nachforschungen im Karlsruher Generallandesarchiv hat ihn der am 4. Mai ausgeschiedene Hilfsarbeiter für die allgemeinen Zwecke der Kommission Dr. Hölscher unterstützt, an dessen Stelle am 1. September Fritz Frankhauser aus Straßburg getreten ist. — Bezüglich der Fortführung der Regesten der Pfalzgrafen bei Rhein wurde beschlossen, daß der ursprüngliche Plan einer Bearbeitung derselben bis 1508 aufgegeben und der Abschluß des Werkes auf das Jahr 1436 festgesetzt werde, wobei für die Zeit König Ruprechts auch die auf das Reich bezüglichen Urkunden volle Berücksichtigung finden sollen. Die Bearbeitung wird Dr. Sillib, Kustos an der Universitätsbibliothek in Heidelberg, unter Professor Dr. Wille's Leitung übernehmen. — Von den Oberrheinischen Stadtrechten hat Dr. Köhne unter Leitung des Geheimerats Professor Dr. Schröder die fränkische Abteilung erheblich gefördert. Von der schwäbischen Abteilung bearbeitet Dr. Hoppeler das Stadtrecht von Ueberlingen, Privatdozent Dr. Beyerle das von Konstanz. Für die Herausgabe der gleichfalls einen Bestandteil dieser Sammlung bildenden elsässischen Stadtrechte hat der Landesausschuß für Elsaß-Lothringen die Mittel bewilligt. Das von Dr. Gény bearbeitete Stadtrecht von Schlettstadt befindet sich bereits unter der Presse.

Von der Politischen Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden ist der von Archivrat Dr. Obser bearbeitete fünfte Band im Druck. — Die Sammlung und Herausgabe der Korrespondenz des Fürstabts Martin Gerbert von St. Blasien konnte infolge mehrfacher Abhaltung der Bearbeiter Geh. Rat Dr. v. Weech und Archivassessor Dr. Brunner nur wenig gefördert werden. Doch steht ihr Abschluß im nächsten Jahre zu erwarten. — Dem zweiten Band der Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften wird Professor Dr. Gothein, der Geschichte der badischen Verwaltung Privatdozent Dr. Ludwig sich auch fernerhin widmen. Von dem Oberbadischen Geschlechterbuch hat Oberstleutnant a. D. und Kammerherr Kindler von Knobloch einen beträchtlichen Teil des Manuskripts für weitere Lieferungen ausgearbeitet.

Mit der Sammlung und Zeichnung der Siegel und Wappen der badischen Gemeinden war wie bisher der Zeichner Fritz Held beschäftigt. Er hat im Berichtsjahr für 14 Städte und 155 Landgemeinden neue Siegel bezw. Wappen entworfen und aus den Urkundenbeständen des Generallandesarchivs 1374 Siegel von Stadt- und Landgemeinden aufgezeichnet. Damit ist bereits eine erhebliche Vorarbeit geleistet für das zweite Heft der Siegel der badischen Städte, das die Kreise Baden, Offenburg, Freiburg und Lörrach umfassen und im nächsten Jahr ausgegeben werden soll. — Die Pfleger der Kommission waren unter Leitung der Oberpfleger Professor Dr. Roder, Archivrat Dr. Krieger, Professor Maurer, Professor Dr. Wille und Stadtarchivar Dr. Albert für die Ordnung und Verzeichnung der Archive von Gemeinden, Pfarreien, Grundherrschaften 2c thätig. Es steht jetzt nur noch eine geringe Zahl von Archiven aus.

Von der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (Neue Folge) ist der 15. Band unter der Redaktion von Archivrat Dr. Obser für den badischen und von Archivdirektor Professor Dr. Wiegand für den elsässischen Teil erschienen, in Verbindung damit die unter Leitung des Sekretärs stehenden Mitteilungen der Badischen Historischen Kommission (Nr. 22).

Das Neujahrsblatt für 1901, vom Stadtarchivar Dr. Albert bearbeitet, wird eine Schilderung von „Baden zwischen Neckar und Main in den Jahren 1803 bis 1806“ bringen.

Für die Herstellung von Grundkarten für die badischen Gebiete nach den Vorschlägen des Professors Dr. v. Thudichum hat, einem Beschluß der vorjährigen Plenarversammlung gemäß, das Großh. Statistische Landesamt umfassende Arbeiten gemacht, die bereits ihrem Abschluß nahe sind.

Von dem im Jahr 1898 vollendeten Topographischen Wörterbuch des Großherzogtums Baden von Krieger erweist sich infolge starken Absatzes und fortdauernder Nachfrage eine zweite Auflage als notwendig. Die Kommission beschließt die Veranstaltung einer solchen in zwei Bänden und beauftragt den Bearbeiter mit den Vorarbeiten dazu. — Ferner wird die Herausgabe des fünften Bandes der Badischen Biographien, deren Fortführung die Kommission in ihrer 16. Plenarsitzung in ihr Programm aufgenommen hat, beschlossen und die Redaktion desselben dem bisherigen Herausgeber des Werkes, Geheimerat Dr. v. Weech, und Archivrat Dr. Krieger übertragen. — Zu den Bänden 1 bis 39 der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins soll ein alphabetisches Wort- und Sachregister ausgearbeitet werden. Zum Zweck sorgfältiger Beratung über die Anlage und Durchführung dieser Arbeit wird eine Subkommission eingesetzt, die ihre Vorschläge der nächsten Plenarsitzung unterbreiten wird.

Die von der Kommission erfolgten Wahlen unterliegen noch höherer Bestätigung.

Moltke.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage.

26. Oktober.

Das mecklenburgische Adelsgeschlecht derer v. Moltke hat eine große Anzahl bedeutender Männer hervorgebracht, die in hohen Staats-, militärischen und diplomatischen Stellungen be-

deutendes hervorgebracht haben. Der moderne Deutsche aber denkt bei dem Namen Moltke zunächst an den einen großen Träger dieses Namens, dem diese Zeilen gelten sollen: an den Generalfeldmarschall Grafen Helmuth Karl Bernhard v. Moltke, den genialen preußischen Schlachtendenker, der am 26. Oktober 1800 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin geboren wurde. Sein Vater war Hauptmann im preußischen Regiment Möllendorf, nahm aber vor Helmuths Geburt bereits seinen Abschied und siedelte sich mit seiner Gattin Henriette Sophie Paschen, einer Tochter des preußischen Geh. Finanzrats Paschen, in Hamburg in Mecklenburg an. Aber bereits ein Jahr nach der Geburt Helmuths zogen seine Eltern nach Lübeck, und hier verlebte der Schlachtendenker seine frühesten Kinderjahre, bis im Jahre 1806 die Franzosen das elterliche Haus vollkommen ausplünderten, worauf die Moltkesche Familie sich bei Kiel ansiedelte, wo der Vater, der 1806 in den dänischen Staatsverband getreten war, sich im Jahre 1809 prekärer finanzieller Verhältnisse wegen genötigt sah, wieder in den aktiven Dienst einzutreten, zumal die Familie inzwischen recht groß geworden war und aus sechs Söhnen und zwei Töchtern bestand.

Wie es in der Moltke'schen Familie bisher Sitte gewesen, entweder in den Staats- oder in den Militärdienst ihrer Landesherren zu treten, so mußte sich auch Helmuth für einen von diesen beiden entscheiden, und das Vorbild des Vaters mochte mitbestimmend sein, daß Helmuth v. Moltke im Jahre 1811 in die dänische Landkadetten-Akademie in Kopenhagen eintrat, gemeinsam mit seinem ältesten Bruder Friedrich.

Es ist erklärlich, daß sich hier in den beiden Jünglingen jener ernste, in sich gekehrte Sinn, der besonders den späteren Schlachtenlenker auszeichnete, entwickeln mußte. Der Umgang mit den Kameraden war erschwert, da die beiden Brüder mit der dänischen Sprache völlig unvertraut waren. Dazu waren sie in der fremden großen Stadt ganz unbekannt und waren so fast auf sich allein angewiesen und ihren Studien überlassen, die sie denn auch mit großem Fleiß und Eifer betrieben, und es entwickelte sich besonders bei Helmuth eine Frühreife, welche die Aufmerksamkeit seiner Lehrer bereits im ersten Jahre auf sich zog. Gleichwohl waren die Akademiejahre, die sich bis zum Jahre 1817 erstreckten, keine fröhlichen, und noch als Greis schrieb Moltke über diese Zeit die inhaltschweren Worte: „Als Alumnen verlebten wir dort eine freudlose Jugend."

Endlich war die erste Lehrzeit überstanden; zum Offiziersexamen zugelassen, errang sich Helmuth v. Moltke die erste Censur, sodaß er bereits am 22. Januar 1818 sein Patent als Sekondeleutnant erhielt und in die Armee einrangiert wurde. Doch mußte er noch für die auf der Akademie sechs Jahre lang genossene Unterstützung von je fünfzig Thalern als Page am dänischen Hofe ein Jahr lang Dienste thun. Endlich war es ihm im Januar 1819 vergönnt, in das oldenburgische Infanterieregiment einzutreten, welches damals Rendsburg zu seinem Garnisonsorte hatte. Hier hatte er das Glück, einen ungemein tüchtigen Chef, den Generalmajor Herzog von Holstein-Beck, den Vater des Königs Christian IX. von Dänemark, zu finden, und der erkannte sofort die Fähigkeiten seines jungen Offiziers, und zog denselben vielfach in seine Umgebung.

In den Jahren 1820 bis 1822 stand Moltke als Sekondeleutnant bei der sechsten Musketierkompagnie. Dann aber nahm er seinen Abschied, um in preußische Dienste einzutreten. Er mußte nämlich einsehen, daß im dänischen Heere die Chancen für ein Avancement nur sehr geringe waren. Seit dem unglücklichen Friedensschluß von 1814, durch welchen Norwegen an Schweden abgetreten worden war, war das dänische Heer beträchtlich reduziert worden und gleichwohl mit Offizieren überfüllt. So nahmen zahlreiche dänische Offiziere, unter ihnen die tüchtigsten und strebsamsten, ihren Abschied, um in fremden Heeren ihr Glück zu suchen.

Helmuth v. Moltke reiste mit den wärmsten und ehrenvollsten Empfehlungen seines Regimentschefs, des Herzogs von Holstein-Beck, nach Berlin und wurde daselbst, nachdem ihm durch Erlaß Friedrich Wilhelms III. der Eintritt in die preußische Armee gestattet war, zur Offiziersprüfung zugelassen. Da dieselbe glänzend ausfiel, wurde er in das Leib-Infanterieregiment Nr. 8, welches damals in Frankfurt a. O. garnisonierte, als Sekondeleutnant eingestellt, und von diesem Zeitpunkt, dem 12. März 1822, beginnt Moltkes glänzende Laufbahn im preußischen Heere, die er freilich zehn Jahre später noch einmal unterbrach. Nachdem er nämlich im Jahre 1832 in den Generalstab Aufnahme gefunden, unternahm er 1835 eine Reise nach dem Orient, welche ihn dem Sultan Mahmud nahebrachte und zur Folge hatte, daß er, für mehrere Jahre beurlaubt, der Ratgeber des Sultans bei dessen großen militärischen Reformen wurde. Nach des Sultans Tode kehrte Moltke 1839 wieder zurück, trat wieder in den Generalstab ein, wurde 1842 Major, 1845 Adjutant bei dem in Rom lebenden Prinzen Heinrich von Preußen, dann 1846 Adjutant beim Generalkommando am Rhein, 1848 Abteilungsvorstand im Großen Generalstab, 1849 bis 1855 Chef des Generalstabs des 4. Armeekorps und dann Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm. 1858 trat Moltke an die Spitze des Generalstabs der Armee und 1859 erhielt er den Rang eines Generalleutnants.

Das ist in kurzen Zügen die militärische Laufbahn Moltkes bis zu der Zeit, da die drei letzten deutschen Kriege seine Fähigkeiten als Strategen und die Bedeutung des preußischen Generalstabs unter Moltke in das hellste Licht setzten. Der Operationsentwurf für den deutsch-dänischen Krieg war größtenteils sein Werk, und noch glänzender entfaltete sich seine strategische Begabung im Kriege des Jahres 1866, dessen Erfahrungen er sofort für Preußen und Deutschland nutzbar machte, indem er alles für den erwarteten Entscheidungskampf mit Frankreich vorbereitete und bereits im Jahre 1868 einen genauen Mobilmachungs- und Feldzugsplan ausarbeitete. Wie glänzend sich derselbe bewährte, das lebt noch in der Erinnerung aller Zeitgenossen. Die ganze Welt erstaunte darüber, wie die schon seit 1866 bewunderte „affenartige" Geschwindigkeit der Preußen sich auch hier wieder bei der verblüffend schnellen Beförderung der Heeresmassen zur Grenze sich bewährte. Man glaubte Deutschland unvorbereitet, und im Nu standen drei Armeen am Rhein. Wir müßten hier eine Geschichte des deutsch-französischen Krieges schreiben, wollte man eine Würdigung der Leistungen Moltkes versuchen.

Während und nach diesem Kriege häuften sich denn auch seltene Ehren und Auszeichnungen auf die Schultern Moltkes. Am 28. Oktober 1870 wurde er in den Grafenstand erhoben, am 22. März 1871 erhielt er das Großkreuz des Eisernen Kreuzes; am 16. Juni wurde er zum Generalfeldmarschall ernannt. Eine bedeutende Dotation, die er nach dem Kriege erhielt, verwandte er zur Stiftung eines Familienfideikommisses; zahlreiche Städte ernannten ihn zu ihrem Ehrenbürger.

Und diese Ehrungen setzten sich fort bis an sein Lebensende. Als er am 9. August 1888 auf sein dringendes Verlangen seine Entlassung als Chef des Generalstabes erhielt, wurde er zum Präses der Landesverteidigungs-Kommission ernannt. Sein neunzigster Geburtstag wurde zu einer nationalen Feier für ganz Deutschland.

Aus seinem Leben ist noch mitzuteilen, daß er sich im Jahre 1841 mit der um fünfundzwanzig Jahre jüngeren Stieftochter seiner Schwester, Marie v. Burt, vermählte, mit welcher er bis zum Tode der Gattin, der im Jahre 1868 erfolgte, in einer trotz des großen Altersunterschiedes überaus glücklichen Ehe lebte, der indessen Kinder nicht entsprossen. Auch Moltkes politischer und schriftstellerischer Thätigkeit muß gedacht werden. Er gehörte dem Reichstag und dem preußischen Herrenhause an, und seine parlamentarischen Reden sind Meisterstücke einer formellen, klaren und sachlichen Redekunst, die durch ihre Einfachheit überzeugend wirkte. Seine Schriften, Tagebuchblätter, Briefe, eine Geschichte des deutsch-französischen Krieges, sein „Wanderbuch", das Aufzeichnungen aus Rom, Spanien und Paris enthält, dazu seine militärischen Schriften, ferner die unter seiner Leitung vom preußischen Generalstab herausgegebenen Werke über den italienischen Feldzug 1859, den deutsch-dänischen Krieg, die Kriege von 1866 und 1870/1871 und vieles andere, umfassen eine so reichhaltige schriftstellerische Thätigkeit, daß es dazu beinahe allein der völligen Arbeitskraft eines Einzelnen bedurfte.

Nachdem sich Moltke in den letzten Jahren seines Lebens auf sein schlesisches Gut Creisau zurückgezogen hatte, starb er am 24. April 1891 in Berlin. Seine Leiche wurde in Creisau beigesetzt.

Nicht so sehr Moltkes geniale Leistungen und große Verdienste um Deutschland haben ihn dem deutschen Volke so beliebt gemacht, wie viel mehr seine wunderbaren Charaktereigenschaften. Moltke war einer der anspruchslosesten und bescheidensten Männer. Er ging den Auszeichnungen und Ehrungen eher aus dem Wege, als sie aufzusuchen. Kurz nach dem Kriege hätte er das fünfzigjährige Jubiläum seines Eintritts in das preußische Heer feiern können. Ganz Deutschland hätte Anteil an dieser Jubelfeier genommen, hätte freudig die Gelegenheit ergriffen, um den geliebten Schlachtendenker zu feiern. Keiner aber dachte an dieses Jubiläum, am wenigsten wohl Moltke selbst. So konnte Moltke denn wohl sagen, daß er in Deutschland keinen Feind besaß, und selbst seine politischen Gegner standen ihm, dem würdigen Manne, nicht unfreundlich gegenüber. Und sein Tod erweckte daher eine allgemeine Trauer.

Mit der Erwähnung eines merkwürdigen Umstandes wollen wir unser Moltke-Gedenkblatt schließen: der dänische Landoffizier von Moltke war es, welcher der preußischen Armee ihre jetzige Organisation und Bedeutung verlieh, während der dänische Seeoffizier Michael Bille als Navigationsdirektor in Danzig den Grund zur preußischen Marine legte.

Das ist ein Scherz der Weltgeschichte.

Die Deutschen in Paris.

‡ Paris, 25. Okt.

Dieses in der Ausstellungszeit von den Pariser Zeitungen oft behandelte Thema hat Théophile Gautier Sohn zu einer hervorragend tiefen und schönen Betrachtung im „Figaro" den Stoff geboten. Der Verfasser erinnert zunächst mit bewegender Melancholie an die herrlichen Zeiten des Zusammen- und Ineinanderwirkens des deutschen und französischen Genies, des innigen Verständnisses

der hervorragenden Geister beider Nationen für ihre gegenseitigen Vorzüge und ethnischen Eigentümlichkeiten und an den jähen Riß, den der deutsch-französische Krieg verursachte, ohne daß der geringste chauvinistische oder überhebungsvolle Mißklang diese herzerquickenden Rückblicke störte. Er spricht dann mit hoher Achtung und aufrichtiger Bewunderung von dem gegenwärtigen machtvollen Deutschen Reiche, um seine Eindrücke und Empfindungen in folgendem Schlusse zusammenzufassen: „In seinem Hause an der Nationenstraße, in den Gebäuden am Marsfelde und an der Invalidenesplanade, in dem der Land- und Seearmeen, überall erkennt man Deutschland schon von weitem. Trotz der Zusammenhangslosigkeit der Klasseneinteilungen bekräftigt es überall seinen Willen, sich rein deutsch zu zeigen. Ritter nach der Art Albrecht Dürer's hüten die Pforten seiner Paläste; heraldische Adler mit krummen Schnäbeln, eingebogenen Krallen und drohenden Blicken breiten ihre Flügel in den Hallen aus; auf den Mauern ziehen sich Sprüche und Distichen hin, die in alter Sprache die deutsche Stärke, die deutsche Tugend und die deutsche Treue preisen. An dem Gebäude, das die Beweisführung für seine ungeheure Entwicklung auf dem Meere enthält, liest man den stolzen Spruch: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser.“ Und überall, an den Thoren und auf den Wänden, sieht man die beiden Worte prangen, die so stolz in den Ohren der Preußen, Sachsen, Bayern, Hessen und Badenser wiederhallen: „Deutsches Reich“. — Ich halte nicht dafür, daß man in dieser großartigen Kundgebung eine Spur von herausforderndem Hochmut und Trotz erblicken muß. Diese Germania von 1900 erscheint mir vielmehr wie eine sehr schöne, sehr große und kerngesunde Frau, die stark ausgeschnitten, den üppigen Busen mit Diamanten bedeckt, in einen Salon tritt und mit dem friedlichen, wohlwollenden Lächeln reicher, ruhiger und starker Wesen ihre Blicke über die Personen schweifen läßt, die über diese Erscheinung erstaunt zu sein scheinen. Legen wir nur keinen Neid über die von unseren Nachbarn erzielten Fortschritte an den Tag, denn in vielen Zweigen der Kunst und Industrie war Deutschland unser Schüler. Bemühen wir uns vielmehr, eine Lehre aus den Ergebnissen zu ziehen, die die Arbeit eines gesamten, nach einem Ziele strebenden Volkes hervorzubringen vermochte. — Ein Schatten verdunkelt indessen das heitere Bild: der deutsche Boden füllt sich mehr und mehr mit Fabriken, die wahre Städte sind; den breiten Mündungen seiner Ströme entlang ziehen sich unendliche Docks und riesige Werkstätten hin; Deutschland entsendet in die entferntesten Ozeane seine ungeheuren Packetboote, die das Auge des Seemanns schon von weither an ihrem etwas wuchtigen und mächtigen Fahren erkennt. Seine bewunderungswürdig gut unterrichteten und im größten Maßstabe geförderten Kaufleute ergreifen allmählich von allen Märkten Besitz. Das stellt die materielle Vorherrschaft dar. Aber wenn man das Ganze von höher aus betrachtet, muß man mit Bedauern feststellen, das Deutschland auf geistigem Gebiete, ebenso wenig, wie Frankreich, einen einzigen genialen Mann hervorgebracht hat. Goethe hat keinen Nachfolger erhalten, auch Viktor Hugo nicht, und man muß sich fragen, ob diese Lücke in der Geschichte des menschlichen Denkens nicht auf den schmerzlichen Sturz von 1871 zurückzuführen ist, der zwei Völker getrennt hat, die dazu geschaffen sind, einander zu vervollständigen. Auf den Werkstätten der Ausstellung selbst haben Glück verheißende Vorspiele für die Annäherung stattgefunden. Erzählt man doch, daß Herr Richter auf die Komplimente, daß seine Einrichtungen früher fertiggestellt waren, als die der anderen Nationen, was man mit der ausschließlichen Verwendung deutscher Arbeiter begründen wollte, lächelnd erwidert hätte: „Wenn ich nur meine Deutschen gehabt hätte, wäre ich sicher nicht zur Zeit fertig geworden. Ich habe ihnen Franzosen beigegeben, die geradezu Verblüffendes leisteten.“ — „Das ist rein unmöglich. Uns gelingt es nie, sie anzustacheln . . . .“ — „Sie verstehen eben nicht, mit ihnen umzugehen. Ich mache mit ihnen, was ich will, und wir sind die besten Freunde der Welt.“ — Werden wir je einen Augustus, einen Marcus Antonius oder einen Marcus Aurelius sehen, der die von Attila geschlagenen Wunden verbinden wird.“

Das Klavier einst und jetzt.

Plauderei von M. Koffak.

„Unsere künftige Wohnung ist zu klein, um einen Flügel darin aufzustellen, wir müssen uns mit einem Pianino begnügen,“ sagt manche Braut, wenn sie von der Anschaffung ihrer Aussteuer spricht. Wir vernehmen solche Bemerkungen so häufig, daß sie in keiner Weise unsere Verwunderung erregen, im Gegenteil befremdet es uns viel eher, wenn jemand in seiner Häuslichkeit ausreichenden Raum für das genannte langgestreckte Möbel findet. Wie groß aber wird nun in Anbetracht dieser Thatsachen erst unsere Verblüffung sein, wenn wir hören, daß — — — doch, ich will den Ereignissen nicht vorgreifen, sondern lieber erst die Geschichte erzählen.

Es war in einem pommerschen Seebad, als ich früh morgens, noch der süßen Ruhe pflegend, vernahm, wie zwei Personen plaudernd und lachend den Hotelkorridor entlang schritten. Den Stimmen nach schien es offenbar ein hochzeitsreisendes Ehepaar zu sein, das mir schon am Abend zuvor im Speisesaal aufgefallen war.

Plötzlich blieb der Mann stehen. „Ach, nun habe ich doch mein Klavier vergessen“, sagte er. „Kellner“, rief er, „reichen Sie mir doch das Klavier aus unserem Zimmer, aber wissen Sie — nicht das Tafelinstrument, sondern den Flügel.“

„Sehr wohl, Herr Graf“, tönte es zurück. Dann wurde eine Thür geöffnet, hin- und zurückeilende Tritte erklangen, darauf entfernte sich das Paar.

Mein Erstaunen über das Gehörte kann man sich denken. Sollte dieser junge Ehemann sich wirklich mit einem Fortepiano belasten, um mit seiner Liebsten draußen in Gottes freier Natur vierhändig zu spielen? Neugierig lief ich ans Fenster und siehe, da kamen die Beiden eben aus der Hausthür — der Herr trug, an einem Riemen über die Schulter gehängt, einen flachen, lederbezogenen Kasten, ungefähr von der Gestalt einer Harfe, aber kaum halb so lang als eine solche.

„Ach, wahrscheinlich so eine Art Glasharmonika, ein sogenanntes Kinderklavier!“ dachte ich enttäuscht.

Eine Stunde später ging ich in dem nahe gelegenen Walde spazieren, als volle Klavierakkorde mir entgegenschallten. Und richtig, da saß der Graf auf einem Baumstumpf, ein Klaviatur, die nach oben hin in eine schiefe, mit Saiten belegte Spitze auslief, auf seinen Knieen haltend, und spielte seiner Gattin voll Begeisterung ein Mendelssohn'sches Lied vor. Ganz voll und rauschend klang es, absolut nicht wie das Geklimper auf einem Spielzeugklavier.

In der Folge habe ich näheres über diese Sache gehört. Der musikalische Naturfreund, welcher sein Flitterwochenglück als Melodrama in Scene zu setzen wünschte, hatte sich für diesen Zweck besagtes Klavier bauen lassen. Das Ding war nur leider zuerst nicht zu seiner Befriedigung ausgefallen, weshalb man ein zweites anfertigen mußte. Da die Fabrik mit dem ihm nicht konvenierenden jedoch nichts rechtes anzufangen wußte, so behielt er auch das, nur ließ er es umarbeiten und beträchtlich verkleinern. Thatsächlich bestand es dem Aussehen nach lediglich aus einer bandartigen Klaviatur mit unbeschreiblich dünnen und kurzen Tasten, die man zusammenklappen konnte. Im letzteren Zustande, in ein lederues Futteral gepackt, war es nicht größer, als ein dicker Folioband. Genaueres über seine Konstruktion vermag ich nicht zu sagen, ich weiß nur, daß der Ton infolge des ungenügenden Resonnanzbodens sehr dünn klang. Um Gesang darauf zu begleiten, konnte man es immerhin gebrauchen. So befand sich der Herr nun im glücklichen Besitz von zwei tragbaren Klavieren, ein Spaß, der ihn angeblich mehrere tausend Mark gekostet haben soll.

Uebrigens stellen diese beiden Instrumente keineswegs Unica vor. Auch Klaviervirtuosen haben ihre Reiseklaviere, um darauf allenthalben, wo es ihnen gut dünkt, üben zu können. Ja, was uns noch wunderbarer erscheinen wird, bereits Friedrich der Große verfügte über eins das ihn sogar auf seinen Feldzügen begleitet haben soll und das heute noch existiert. Zu seiner Zeit wunderten sich die Leute viel weniger darüber als heute, denn die alten Spinetts — so genannt nach ihrem Erfinder Spinetti — sind ebenfalls tragbare Klaviere ohne Beine, die man auf jeden beliebigen Tisch setzen konnte. Wir gebrauchen das Wort nur gemeiniglich falsch, insofern, als wir damit das Tangentenklavier und noch häufiger das Klavizymbel bezeichnen.

Was das Tangentenklavier anbetrifft, so ist es der Stammvater unserer sämtlichen heutigen Pianos. Es giebt allerdings Leute, welche behaupten, daß man schon viel früher Tasteninstrumente hergestellt hat, und zwar gründen sie ihre Behauptung auf bestimmte Stellen in verschiedenen älteren Dichtungen, in denen von dem „singenden Holz“ die Rede ist. Andere meinen freilich, daß dieselben auf Saiteninstrumente, speziell auf die Geige, hinweisen, doch soll der Wortlaut sich thatsächlich auch so deuten lassen, als ob von einem Erzeugen des Tons durch Anschlagen mit den Fingern die Rede wäre. Jedenfalls ist die Frage über den Ursprung des Klaviers noch nicht endgültig gelöst.

Auf das Tangentenklavier folgte das Klavizymbel, welches in Wahrheit jedoch einen Rückschritt gegen jenes darstellt. Die Tasten desselben stehen mit Federposen in Verbindung, und diese sind natürlich wenig widerstandsfähig und verbiegen sich leicht. Wer daher ein solches Klavizymbel sein eigen nannte, der mußte mit seiner technischen Herstellung genau vertraut sein, um es selbst reparieren zu können. Andernfalls würde es sich mehr beim Instrumentenmacher, als in seinem Hause befunden haben. Hie und da, z. B. bei Landschullehrern, trifft man noch heute Klavizymbels, die uns durch ihren fadendünnen Ton wenig Bewunderung abnötigen.

Freilich, sonderlich imponieren thut uns auch das berühmte Hammerklavier aus Beethovens Zeiten nicht. Man kann es im Gegenteil nicht begreifen, wie der große Meister auf diesem Instrument seine gewaltigen Schöpfungen wirkungsvoll zum Vortrag zu bringen vermochte. Man muß nun allerdings in Betracht ziehen, daß es hierbei einen großen Unterschied macht, ob jemand gewohnt ist, auf einem weniger rauschenden Instrument zu spielen. Ein Virtuose, der im menschengefüllten Saal einen Bechstein, Blüthner, Steinway oder Erhard bearbeitet, wird meist mit den so viel diskreteren Tonwirkungen eines Hammerklaviers

von vor hundert Jahren wenig anzufangen wissen, während dagegen alte Damen, die ein ehrwürdiges Spinett besitzen, das ihnen zu ihren ersten Klavierübungen diente, darauf oftmals sehr stimmungsvoll zu spielen verstehen. Sie wissen zuweilen sogar die vielen Züge — alte Instrumente weisen deren außer dem Pedal und dem Pianozug manchmal noch vier bis sechs andere auf — passend zu gebrauchen.

Heutzutage sieht man von all diesen Spielereien gänzlich ab. Man baut, streng genommen, nur noch Flügel und Pianinos mit zwei Zügen. Hier und da werden zwar, aber doch eigentlich immer nur auf Bestellung, Tafelinstrumente und Pianinos mit sichtbaren Saiten in Form einer aufgerichteten Lyra oder Harfe, die vom Pianinodeckel steil in die Höhe strebt, fabriziert, aber derartige Instrumente befinden sich doch sehr in der Minderzahl. Das brauchen wir aber wahrlich nicht zu bedauern, denn die Klavierfabrikation unserer Tage hat eine Stufe der Vollkommenheit erreicht, die den technischen Errungenschaften auf anderen Gebieten nicht nachsteht.

Verschiedenes.

* **Ein Original auf dem Thron.** Dem Bruder und Vorgänger des jetzigen Königs von Schweden und Norwegen, Karl XV., der von 1860—1872 regierte, widmet Christian Scheser im Novemberheft von Richard Fleischers „Deutsche Revue" (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart und Leipzig) einen Aufsatz, dem wir folgende, das originelle Wesen dieses Fürsten charakterisierende Stellen entnehmen: Am Tage seiner Krönung legte Karl XV. den Weg von der Kirche nach dem Krönungsschloß der alten Sitte gemäß zu Pferde zurück, die Krone und den Krönungsmantel tragend, umgeben von den Großwürdenträgern in langen Hermelinschleppen; trotz dieses feierlichen Aufzuges wandelte ihn plötzlich die Lust an, einen Galopp anzuschlagen, und unbekümmert darum, was aus dem Zuge werden würde, giebt er den Befehl, daß man zur Seite weichen solle. Nach der Aussage der Minister, die dabei zugegen gewesen, herrschte einen Augenblick wahre Todesangst: das gute Volk der Schweden stand im Begriffe, Zeuge des sonderbarsten Schauspiels der Welt zu werden, und man weiß nicht, wie die Sache abgelaufen sein würde, wenn es nicht glücklicher Weise dem Oberstallmeister gelungen wäre, Seine Majestät zu bewegen, ihre Rolle im Zuge einzuhalten. Dieser Anfang war vielversprechend; der weitere Verlauf der Regierung entsprach ihm, und vielleicht hat noch niemals in irgend einem Lande ein Herrscher dem „hochansehnlichen Protokoll" und der „heiligen Etikette" so grausame Schnippchen geschlagen. Als König Karl seine Freundschaft dem Angehörigen eines fremden Landes zugewandt, bezeigte er sie ihm dadurch, daß er ihm das Großkreuz vom Orden des heiligen Olaf verlieh, eine an sich ganz natürliche Sache, die er nur in ganz sonderbarer Weise in Vollzug setzte. Auf einer Reise, als man gerade einen Imbiß zu sich nahm, bewegte er sich plötzlich, die Ordensinsignien in der Hand, auf den Betreffenden zu und sagte ganz einfach: „Da, das ist für Sie," sich insgeheim jedenfalls an der Bestürzung des Ausgezeichneten weidend, der, ein Butterbrod in der Hand und eine Sardine auf seiner Gabel aufgespießt, nicht wußte, wie er sich zu der erforderlichen Würde aufraffen sollte, um in schicklicher Weise diesen hohen Beweis des königlichen Wohlwollens entgegen zu nehmen. Ein andermal, als er während einer Jagdpartie über ernstliche Dinge mit dem Gesandten Napoleons III. plaudern wollte, umfaßte er diesen, hob ihn von dem Boden auf und setzte ihn sich ganz ruhig auf den Schoß. Sobald er wieder freigelassen war, beeilte sich der unglückliche Diplomat — ein kleines, dürres und steifes Männchen —, dem Premierminister zu erklären: „Ich liebe eine derartige Lage nicht." Er mußte sich Mühe geben, diese Erklärung in einem gewissen trockenen Ton abzugeben, im Uebrigen aber trug er dem gutmütigen Riesen, der ihn so ungezwungen behandelt hatte, die Sache nicht weiter nach. Das Benehmen Karls XV. verletzte nur sehr selten, da es stets von Herzen kam und es ganz und gar nichts Unnatürliches an sich hatte. Niemals lag in diesen königlichen Launen auch das geringste Vorbedachte. So fragte er, als er einmal in den Gärten von Drottningholm die Königin suchte, ein darüber ganz bestürztes Kammermädchen: „Hast du Luise nicht gesehen?" Als er im Palaste von Stockholm einmal in die Gemächer seiner Mutter trat, die den Tabak nicht leiden konnte, entledigte er sich seiner Cigarre einfach dadurch, daß er sie dem vor ihm das Gewehr präsentierenden Soldaten in den Mund schob; er that das jedoch lediglich deshalb, weil er im ersten Augenblick nicht wußte, wohin er sie ablegen sollte.

* **Ueber den neuesten Jagdsport** schreibt das bekannte Familienjournal „Das Buch für Alle" folgendes: Die Löwenjagd ist ein überwundener Standpunkt, auch die Elefantenjagd gilt nicht mehr für gefährlich genug, seitdem man Büchsen konstruiert hat, die Explosionskugeln schießen, von denen eine einzige den Elefanten unschädlich macht. Deshalb haben in Südkalifornien die echten Sportsmen, um ihre Nerven zu kitzeln und um wirklich von einer Gefahr reden zu können, eine ganz wahnsinnige Jagd erfunden, nämlich den Fischfang zu Pferde. Die Küste Kaliforniens ist felsig und das Meer bricht sich hier mit ungeheurer Gewalt. Haushoch sind die Wellen, die bei einem schweren Südweststurm in regelmäßigen Zwischenräumen die Küste treffen. Diese Küste ist mit Felszacken besetzt und bei heftigem Sturm schleudert jede große Welle zwischen die Felszacken allerlei Fische, besonders einen Fisch, der bis anderthalb Meter lang wird und den Namen „Seeteufel" führt, weil er einen großen, breiten, stacheligen Kopf mit riesigem Maul und vielen Zähnen hat und am ganzen Körper gestachelt ist. Der Jäger wählt ein Pferd, das sich nicht scheut, ins Wasser zu gehen, und hat außerdem einen langen Stab, an dessen Ende ein scharfer Haken, ähnlich einem Bootshaken, befestigt ist. Sobald eine Welle von der Küste zurückflutet, jagen die Jäger mit ihren Pferden in das Wasser hinein und versuchen mit ihren Bootshaken die Teufelsfische zu fassen und auf einen höhergelegenen Platz zu schleppen. Lange dürfen sie sich aber nicht aufhalten, denn trifft die nächste heranstürmende Welle den Reiter zwischen den Klippen, so schlägt sie ihn entweder sofort tot oder sie wirft ihn zwischen die Felsen, daß er Hals und Bein bricht. Gerade wegen dieser Gefahr aber ist die Jagd so außergewöhnlich beliebt.

* **Alles um der Schönheit willen.** Wir lesen in der „Voss. Ztg.": Die Londoner Schöne nimmt ihre Zuflucht zu den seltsamsten Kniffen, um die Quelle einer besonders erfolgreichen Methode, das Antlitz zu verschönen, die eine Rivalin benutzt und zu verheimlichen bemüht ist, heraus zu bekommen. Eine der berühmtesten Schönheitsdoktoren im Westen Londons ist eine ältere Ungarin, die ein Geheimpräparat in Form eines Oels besitzt, das bei einigen Mitgliedern der englischen Hof- und Gesellschaftskreise sehr in Geltung ist. Es ist recht teuer; eine Flasche von mäßiger Größe wird mit 42 Mark bezahlt, was natürlich Leute, die es wirksam finden und deren Teint im Alter von 40 Jahren so rosig sein soll, wie wenn sie 17 wären, nicht abschreckt. Zu dem Hause dieser Teintkünstlerin — kein Schild an der Thür kündet sie an — kam eines Tages eine berühmte Schönheit. Man geht nur selten zu einem solchen „Doktor". Man läßt ihn lieber zu sich ins Haus kommen und vermeidet so, daß die Quelle eines schönen Teints verraten wird. An demselben Tage kam auch schon eine Nebenbuhlerin der Dame bei der Ungarin an und erzählte, daß sie ihre Gegnerin wochenlang hatte beobachten lassen, nur um zu entdecken, woher diese die Lieblichkeit ihres Teints „beziehe". Die „Schönheitsdoktoren" verlieren sofort ihre Kundschaft, wenn sie die Namen ihrer Kundinnen verraten, und so werden sie nur sehr langsam weiter bekannt. Die Schönheitskur beginnt in der Regel damit, daß die Patientin ihren Kragen entfernen muß, und ihr Kopf mit einer Binde bedeckt wird, die ihr Haar vor Fett und Dampf schützt. Dann bekommt sie ein großes Handtuch, wie der Mann beim Rasieren, umgelegt. Das Gesicht wird nunmehr bis zum Schwitzen dem Dampfe ausgesetzt, abgewischt, mit Cream bestrichen und massiert, dann wird es mit Weizenmehl, das mit einer Salbe benetzt ist, abgerieben, wieder massiert, bis das Mehl in trockenen Schuppen abfällt, dann elektrisiert und gepudert und zuletzt werden die Augenbrauen und Wimpern gebürstet. Ein anderer Schönheitsdoktor kehrt die Ordnung der Dinge um, giebt erst Cream, dampft dann, und nimmt den Schweiß und Schmutz mit einem elfenbeinernen Messer ab, ehe er zur Massage übergeht. Mitunter versucht man wohl auch eine sehr drastische Behandlung, bei der sich das Gesicht vollständig „häutet". Es ist das eine gefährliche Operation, die sehr sorgfältig gemacht werden muß; daß Opfer leidet große Schmerzen dabei und bleibt manchmal lange entstellt. Dieses Verfahren wird in London nicht so oft angewandt, ist aber in Paris ganz gewöhnlich. Ein guter Praktiker sagt seinen Patienten offen, ob die Kur Erfolg haben kann oder nicht. Für das „Häuten" werden 2000 Mark gefordert und auch bezahlt. Eine berühmte Schönheitsdoktorin, die sich bald in London, Paris, Wien oder Petersburg aufhält, unternimmt auch die einfachste Schönheitskur nicht unter 1500 Mark.

Bücher und Zeitschriften.

* Kleine Anzeigen von Alfred H. Fried. Soziale Streifbilder vom Jahrmarkt des Lebens. Preis 1.50 M. 1900. Berlin (Hugo Bermühler). — Das Eisenhüttenwesen. Erläutert in acht Vorträgen von Geh. Bergrat Dr. H. Wedding. Mit 12 Figuren im Text. Geheftet 90 Pf., geschmackvoll geb. 1.15 M. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 20. Bändchen.) Leipzig (B. G. Teubner). — Deutscher Bühnen-Kalender für das Jahr 1901. Taschenbuch für alle Bühnenangehörigen, herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachleute von Georg Elsner. Berlin 1900 (Verlag von „Bühne und Welt", Otto Elsner). — Daniel Kühne: Pfälzer Schnitze, Gedichte und Geschichten in westricher und nordpfälzischer Mundart. Nebst einer Sammlung pfälzischer Dialektausdrücke und Redensarten. Kaiserslautern 1901 (Hermann Kayser).

* Illustrierte Haus-Bibliothek zur Unterhaltung und geistigen Anregung. Band 1. Berlin-Leipzig. (W. Vobach u. Cie.) Jährlich 14 Bände. Enthält Romane, Artikel populär-wissenschaftlichen Inhalts, Lyrik und eine Rubrik „Allerlei". Die Ausstattung ist lobenswert. Preis 75 Pf. der Band.

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.